

Umschau

Germanentum, deutsches Volk und Christentum

Die Streitigkeiten um die Anfänge der deutschen Geschichte haben schon in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer gewissen Klarheit geführt. Aus der Unruhe und Unsicherheit des Nichternstnehmens und Nichternstgenommenwerdens, des Nichtverstehens und des Einseitigen im Wissen und Würdigen sind wir schon zur gegenseitigen Erkenntnis der Fronten gelangt. Nur noch wenige urteilen in Bausch und Bogen, und auch diese werden allmählich das Haltlose ihrer Stellung erkennen, die sich etwa in einer Behauptung äußert wie: „Wenn nach den geschichtlichen Zeugnissen Widukind tausendmal das gewesen wäre, was unsere Gegner behaupten, würden wir uns doch einen Widukind machen, wie ihn unser Volk heute braucht.“ Das politische Ideal in Ehren, aber Geschichte und Erkenntnis unserer Volksvergangenheit und Verwurzelung mit ihr ist das nicht.

Die Geisteskämpfe des letzten Jahres haben vor allem die Kenntnis von der Vor- und Frühgeschichte des germanischen Lebens der deutschen Gegenwart nahegebracht. Eine Fülle von im ganzen erfreulichen Büchern, Schriften, Aufsätzen sind trotz der Notzeit erschienen und beweisen, daß unsere Gelehrten durchaus nicht weltabgewandt und volksfremd intellektualistischen Spielereien nachgingen, sondern in stolzer Verantwortlichkeit sich abmühten. Freilich bedeutet die schon heute erreichte Klärung noch nicht Übereinstimmung. Es heben sich nur gewisse Fragen heraus, die klar als solche formuliert, verschieden beurteilt werden.

Die erste dieser Fragen geht auf die Geschichtsschreibung als solche und ist so alt wie sie selbst. Heute wird sie in der Form gestellt, ob Geschichte objektiv oder subjektiv zu betrachten sei. Vor einem Menschenalter sprach man von voraussetzungsloser und befangener Wissenschaft. Gerade der katholischen Forschung wurde damals der Vorwurf gemacht, daß sie aus bestimmter Weltanschauung heraus urteile, und der Liberale rühmte sich, ohne geheime oder bewußte Bindung an die Tatsachen selbst

heranzugehen. Heute sucht man wieder diese Bindung, fordert sogar eine bestimmte, feste, noch dazu instinktiv verwurzelte Bindung an Rasse, Blut und Boden, die den einzigen Maßstab zur Bewertung der Ereignisse abzugeben habe.

Der katholische Geschichtsschreiber brauchte damals und braucht heute seinen eigentlichen Standpunkt nicht zu ändern. Vor einem Menschenalter lernte er nur dazu, die Fülle neugefundener Quellen vorsichtiger, kritischer nach ihrem Für und Wider abzuwägen und nicht so schnell nach persönlicher Sympathie auszuwählen. Heute stellt sich ihm die gebieterische Forderung, die erkannte Wahrheit auch mit der Ordnung göttlicher, allgemein menschlicher und völkischer Werte in Verbindung zu bringen und die uralte Weisheit, daß wir nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen, unbedingt zu verwirklichen. So wächst die Aufgabe gerade des aufrechten Forschers, der weiß, wie Liebe in gleichem Maß sehend und blind macht, wächst aber auch die Freude, zugleich im Dienst ewiger Wahrheit und der Entwicklung der Völker zu stehen.

Die Frage nach der Objektivität oder Subjektivität der Wissenschaft überhaupt und der Geschichte insbesondere ist demnach eine philosophische. Daß man subjektiv sucht und forscht, bedeutet zunächst, daß der Mensch nicht bloß die Fähigkeit statischer und statistischer Sammlung von Tatsachen besitzt, sondern daß er dabei ein dynamisches Ziel verwirklicht. Dies ist für uns im letzten Grunde die Lösung der von Gott gestellten Einzel-, Volks- und Menschenaufgabe. In diesem Sinn kann man es begrüßen, wenn heute mit solcher Bestimmtheit und Kraft wieder die politische und religiöse („weltanschauliche“) Pflicht des Geschichtsschreibers betont wird. Wir tun da nichts anderes, als was die großen Chronisten des Mittelalters taten, wenn sie ihre von den liberalen Forschern des 19. Jahrhunderts gescholtenen Einleitungen über den Sinn des Geschehens schrieben.

Freilich müssen wir andererseits um so gebieterischer die Forderung anmelden, daß der Sinn des Weltgeschehens recht und ganz erfaßt werde. Ranke behält in

alle Zukunft recht, daß jedes Zeitalter unmittelbar zu Gott sei und darum aus sich begriffen und beurteilt werden muß. Zugleich aber müssen wir über Ranke hinausgehen und betonen, daß jede Zeit relativ der Gegenwart und der Zukunft, d. i. der Endzeit, zugeordnet werden soll. Aus diesem Grund lastet weiterhin auf uns die Verpflichtung der Demut vor den Tatsachen und die Verpflichtung des Wissens um die ganze Breite menschlichen Seins und Sollens. Da erschwert es aber unsere Arbeit, wenn wir feststellen, daß sich mit der willkommenen Begeisterung für ein neues Reich der Deutschen oft eine fast vollkommene Unkenntnis oder Verkennung absoluter Wahrheiten und religiöser Tatsachen verbindet. Der Katholik wird im besonderen Fall der deutschen Vorgeschichte nur dort eine in jeder Beziehung wahre und fruchtbare Förderung des Erkennens sehen, wo das römisch-katholische Christentum als eine übernatürliche Kraft anerkannt wird, die in die Zeit hineingesenkt wurde und in endlichen, oft versagenden Menschen und Völkern zur Entfaltung kommt.

Eine Streitfrage, die aus der Beschäftigung mit der germanischen Frühgeschichte entstanden ist, betrifft die Quellen. Die letzten Jahre der Bodenforschung, verbunden mit den reichen Erkenntnissen der Ethnographie, haben uns eine Menge von neuen Zeugnissen und Erkenntnissen gebracht, durch die unser Geschichtswissen um Jahrtausende nach rückwärts erhellt wurde. Nichts war natürlicher, als daß auch die aufblühende Forschung nach Rasse und geistiger Artung unserer Vorfahren sich die Ergebnisse der neuen Wissenschaft aneignete und schon jetzt einen nicht geringen Ertrag buchen kann. Neben der reichen Menge an Überresten traten die geringen schriftlichen Zeugen der germanischen Vergangenheit zurück. Ganz neue Aufgaben stellten sich der Forschung dar, die man dann zuweilen nachträglich auch in den geschriebenen Quellen und ihren anscheinenden Widersprüchen gegeben sah. Die germanische Welt zeigte sich plötzlich in ihrer Entwicklung und in ihrer Mannigfaltigkeit. Dann wieder lernten wir aus den Bodenfunden, daß unscheinbare Bemerkungen alter Schriftsteller Echo eines reichen Volksleben waren.

Dennoch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Überreste uns fast nur von der äußern, materialen Kultur berichten, nur selten von der geistigen Welt genaueren Aufschluß geben können, und dann noch oft so vieldeutig sind, daß sie eher der frohbeschwingten Phantasie als dem unbedingten Ernst des Forschers Nahrung bieten. Geistigen Sinn erhalten sie zudem meist mehr mit Hilfe von Analogien, die aus der heutigen Primitivenforschung übernommen werden. Wenn darum besonders die künstlerisch wichtigen Funde aus der germanischen Vorzeit uns von dem Sinn unserer Ahnen berichten, gebührt es sich doch, festzustellen, daß weder die Herkunft der germanischen Völker, ihre Bildung durch Zusammenschluß und Überlagerung verschiedener Rassen und Kulturen, noch die Bewegungsrichtung verschiedener Sitten und Kunstfertigkeiten sichergestellt sind. Ob der Südosten Europas und die asiatische Welt oder der Norden Deutschlands die Heimat unseres Volkes ist, bleibt unsicher, und gleich tüchtige Gelehrte stehen auf beiden Seiten.

Unvergleichlich Höheres und Eindringlicheres erzählen uns die schriftlichen Zeugnisse, die zum größten Teil schon lange bekannt und ausgewertet sind. Daß auch sie in ihrem Zusammenklang nicht eindeutig klar sind, beweist am besten ihre Lückenhaftigkeit und Kargheit. Auf diesem Gebiet werden wir also auch keine überraschend neuen Ergebnisse zeitigen können. Nur entsagungsreichste Kleinarbeit, gegenwartsabgewandtester Scharfsinn kann dort weiterhelfen, und alles gutgemeinte Ausspinnen und Verallgemeinern wird in kürzester Frist in Leerlauf enden. Germanische, heidnisch-antike, christliche Zeugnisse stehen uns zur Verfügung, die alle mit den gleichen Regeln geschichtlicher Kritik zu behandeln sind. In der Gegenwart gebührt sich vor allem, festzustellen, daß man den Zeugnissen der christlichen Missionäre nicht ohne weiteres eine größere Skepsis entgegenbringen darf als den andern Belegen, und es ist zu bedauern, daß etwa Stonner wohl aus dem Gedanken heraus, nicht in den Verdacht christlicher Voreingenommenheit zu geraten, sich der Zweifelsucht gewisser moderner Forscher etwas angepaßt hat.

Das größte Bedenken, das die heutige Verwertung der schriftlichen Quellen aufsteigen läßt, geht auf die Tatsache, daß man fast ohne Hemmung Zeugnisse aus den verschiedensten Teilen der germanischen Welt zusammenstellt und sich nicht die Frage vorlegt, ob wesentliche Verschiedenheiten vorliegen. Die vier großen Gruppen der Quellen: die Nachrichten aus dem von heidnischen und christlichen Römern berührten Rhein- und Donaugebiet, aus dem jungfräulich germanischen Sachsenland, aus den von Kelten und Römern unterbauten Angelsachsenstaaten und aus den nordischen Reichen, liegen klar gesondert da. Sie gewähren, bei genauer Sonderung, jede für sich, einen bestimmten farbigen, wenn auch lückenhaften und nach Ergänzung rufenden Einblick. Nun aber wird es leider Gebrauch, diese Lücken unbesehen durch stoffliche Parallelen aus andern germanischen Teilen aufzufüllen, wobei man zum wenigsten nicht die Furcht unterdrücken kann, daß nach einem vorgefaßten Bild Texte zusammengestellt werden.

Vor allem bieten da die nordischen Gedichte und Sagen reiche Ausbeute, ob schon gerade dort die philologische Forschung noch vor den größten Rätseln steht und sich Wirklichkeitsbericht und fabulierende Dichtung am meisten verschlingen. Wir haben uns darum in unserem Schriftchen¹ „Germanisches Heldentum und christlicher Geist“, in entscheidendem Verzicht allein auf die deutschen Quellen beschränkt, um ein abgeschlossenes, eingeschränktes Bild zu zeichnen, das trotz der Lücken eine gewisse Abrundung haben dürfte. Es wäre eine der dringlichsten Aufgaben germanischer Geschichtsschreibung, eine ebenso beschränkte Übersicht über die nordischen Völker und ihre Geisteswelt vor, in und nach ihrer Christianisierung zu geben, auf Grund vorsichtiger Verwertung der gesichteten Forschung und unter Rücksicht auf moderner Fragestellungen. Erst dann können wir ohne

Gefahr einer Verwischung und falschen Übertragung das Gemeinsame des Germanischen vom Eigentümlichen des Stammhaften trennen; erst dann werden wir allen germanischen Völkern gerecht und befreien uns von dem schon weitverbreiteten Irrtum, daß etwa nur der Sachse ein wahrhafter Germane gewesen sei. Gern werden wir zugeben, daß ein harter und stolzer Sinn sich im Norden am längsten und am ungebrochensten erhalten hat. Aber daß er dies zum mindesten ebensosehr der geographischen Umwelt als dem Mangel fremder Einflüsse verdankt, wird nachgerade fast ganz vergessen. Und der auf römischem Gebiet siedelnde Bayernstamm, der Franke des Maingebietes und das hoch beanlagte Alemannenvolk bringen im 9., 10. und 11. Jahrhundert nicht weniger harte und unerschrockene Persönlichkeiten und Eroberernaturen hervor als das Heimatland Widukinds oder der Wikinger.

Erst die genaue Scheidung der Quellen wird uns auch weiterhelfen bei der Lösung sachlicher Unklarheiten über Wesen und Kultur unserer Vorfahren. Es sei nur an die Frage nach ihrer heidnischen Religion und ihrer religiösen Gesinnung erinnert. Weite Verbreitung hat hier das Schlagwort vom „Zerfall“ des heidnischen Germanenglaubens zur Zeit der Völkerwanderung gefunden. Stützen dieser Ansicht scheinen eine Reihe von Tatsachen zu bieten: der Ersatz des Ziu, des hohen Himmelsgottes, durch den Wolkenwanderer Wodan, das behauptete Umsichgreifen der dumpfen Ergebung in das Schicksal, die Vermenschlichung der Götter, wie sie etwa in dem berühmten Schimpf- und Streitgespräch der Götter aus der Edda erkennbar wird, die glaubenslosen Äußerungen mancher Helden, daß sie auf keinen Gott, sondern nur mehr auf ihre eigene Kraft bauen u. ä. Hierher muß wohl auch die Wandlung der Begräbnisart von Bestattung zu Verbrennung oder umgekehrt gerechnet werden, da bei dem sicher feststehenden Unsterblichkeitsglauben gerade dieser Akt religiös gebunden ist. Trotzdem können wir uns noch nicht mit dem alle Schwierigkeiten der Tatsachen beseitigenden Schlagwort zufrieden geben.

An erster Stelle scheint uns das Vermengen und allein nach sachlichem Ge-

¹ Germanisches Heldentum und christlicher Geist. Die Auseinandersetzung von Heidentum und Christentum in der Literatur der germanischen Frühzeit. Von Hubert Becher S. J. gr. 8° (XII u. 82 S.) Freiburg 1934, Herder. M. 1.80; kart. 2.20.

sichtspunkt erfolgte Zusammensetzen der Quellen schuld zu sein, daß man hier von einer geistigen Revolution in solchem Ausmaß sprechen zu müssen glaubt. Anderseits weisen die Tatsachen wirklich darauf hin, daß bei den deutschen Stämmen und ähnlich bei Angelsachsen und Nordländern eine Wandlung vor sich ging. Zur Lösung möchten wir auf zwei Dinge deutlicher hinweisen, als es bislang geschehen ist. Einmal wird in den Jahrhunderten nach Christus in dem Ackerbauvolk ein kriegerischer Geist lebendig und vorherrschend, der dann ganz neue Schicksale für die germanischen Stämme und ihre Umwelt mit sich bringt. Überbevölkerung und Landnot können unserer Meinung nach nicht die einzige oder entscheidende Ursache gewesen sein. Das hieße sich allzu sehr an das Materialistische binden. Eine seelische Wandlung scheint uns vorhanden zu sein, die vielleicht bedingt ist durch die allmählich größer werdende Beherrschung der Natur zum Lebensunterhalt, und die darum menschliche Kräfte freimacht, die bisher durch die Lebensnot gebunden waren. Eine solche geistige Wandlung mußte auf allen Gebieten Nachwirkungen mit sich bringen und so auch auf dem Felde des Glaubens erscheinen. Wir müssen vielleicht eine völkische Entwicklung annehmen, bei der wirtschaftliche Dinge höchstens den Anlaß bilden, wo vielmehr das innere Wachstum eines Volkes erkennbar wird, das schon seit Herder mit der Entwicklung des Einzelmenschen verglichen wird. Ob nun das dazu geführt hat, daß der hehre Himmelsgott seinen Platz dem reisigen Wodan abtreten mußte? Die Frage wird nicht leicht zu beantworten sein, jedenfalls nicht in der Form, wie ein vielgenannter Dichter der Gegenwart in Romanform es zu gestalten versuchte. Wir müßten Vergleichsbeispiele haben, wo eine ähnliche Volksentwicklung zu beobachten ist, und wo die Quellen reichere Belege bieten. Wie es aus Vöths Leben des Chinamissionars Adam Schall von Bell hervorzugehen scheint, liegt dieser Fall vor in dem Einfall der Mandchu in das Chinesenreich, von deren Art und Religion vielleicht in den chinesischen Annalen mehr erhalten ist, als wir von unsern Vorfahren wissen.

Neben dem Versuch eines geschicht-

lichen Nachweises muß eine andere Gedankenreihe stehen. Der Behauptung von der Zersetzung der germanischen Religion liegt die uneingestandene Behauptung zu Grunde, daß es eine Zeit gegeben habe, wo ein festes, klares und liches religiöses Bekenntnis vorgelegen habe. Eine solche Religion kann aber durch nichts bewiesen werden; vielmehr spricht alles dafür, daß die im Dunkel und im Todesschatten sitzenden alten Germanen genau so unter der Last des Heidentums gelitten haben wie andere Völker. Die Annahme der materialistischen Entwicklungspropheten, daß erst aus Angst und Schrecken allmählich ein religiöses Gefühl entstanden sei, wird selbst durch die ethnologische Forschung verworfen. Dieser rein wissenschaftliche Nachweis kommt der christlichen Weltanschauung nahe, nach der eine Uroffenbarung allmählich immer mehr durch Sünde und Not verdunkelt und verwirrt wurde, bis die Fülle der Zeiten heraufkam. Die bange Unsicherheit auf religiösem Gebiet einerseits und die Sehnsucht der Menschen nach dem unendlichen Halt anderseits sind wohl die beiden Kräfte, die den germanischen Heiden suchen ließen. Dunkle Schicksalsahnung als Stimme innerer Sehnsucht, Verehrung mehrerer und wechselnder Götter nach Umwelt und Entwicklungsstufe könnten dadurch erklärlich gemacht werden.

Dabei gilt es zu bedenken, daß der Germane ein körperlich und geistig gesunder, gut beanlagter und kraftvoller Mensch war, der sich einem Hochziel ganz hinzugeben wußte. Wenn die großartige Offenbarung des Christengottes, des allwaltenden Vaters sowohl wie des königlichen Heliands vor sein geistiges Auge trat, ohne daß dadurch sein irdisches, zumal sein politisches Sein gefährdet erschien, können wir von vornherein eine schnelle Blüte christlichen Glaubens erwarten. Von einer Prädestination germanischen Wesens auf das Christentum in einem einzigartigen Sinn braucht dabei nicht gesprochen zu werden, selbst wenn das deutsche Mittelalter auch als Erfüllung einer besondern Gotteswahl angesehen werden kann. Die nordische Geschichte mit ihrem langsamen innern Wachstum der christlichen Gedanken macht uns aber zugleich darauf aufmerksam, daß auch eine

gewisse wirtschaftliche und kulturelle Freiheit und Fülle notwendig war, um die christliche Welt zu formen, eine Voraussetzung, die auf dem harten Boden Islands und Norwegens viel später entstand. Die Betrachtung der Mannigfaltigkeit innerhalb germanischer Art, der Wesenszüge des deutschen Volkes und seiner verschiedenen Stämme, des Ineinander natürlicher menschlicher Voraussetzungen und übernatürlichen Offenbarungsglaubens ist, wie man sieht, geeignet, aus der Betrachtung der Vergangenheit Einblick in das Gefüge der Gegenwart zu gewinnen und anzuspornen, die natürlichen Kräfte zu betätigen. Es sollte nur immer geschehen ohne fanatische Enge und ohne negative Verdammungsurteile, sollte unbeirrt von Widerspruch und Drohung einzig im Dienst lebendiger Wahrheit stehen.

Hubert Becher S.J.

Reformatatorische Perspektiven

Hermann Diem, der das Kierkegaard-Bild vom Standpunkt der dialektischen Theologie geschrieben hat, gibt eine kleine Auseinandersetzung mit Heinrich Barth heraus¹. Sie scheint fast eine interne Angelegenheit der Dialektiker zu sein, zum mindesten aber eine rein fachliche Auseinandersetzung zwischen Theologie und Philosophie, und dies noch in einer wenig eingängigen Sprache. In Wirklichkeit aber blitzen hier Lichter auf, die das Gegenwärtige der geistigen Situation scharf beleuchten.

Die Einleitung vor allem läßt erschreckend deutlich das Entweder-Oder erkennen, in das durch die dialektische Theologie der deutsche Protestantismus geraten ist. Entweder es wird die *ratio peccati*, unter der alle Natur steht, bis ins Radikale durchgeführt, — und dann endet es bei einem existentiellen Atheismus, ja Anti-Theismus der Natur. Oder man sucht dann doch nach einem „Hinweis zu Gott“ in der Natur, — und dann ist die katholische Lehre von der natürlichen Gotteserkenntnis die Folge und mit ihr das katholische Verhältnis zwischen Natur und Offenbarung und Gnade. Die „*analogia entis*“, die wir seiner Zeit

in der Auseinandersetzung mit Max Scheler einerseits, Karl Barth andererseits als den Angelpunkt betonten, ist damit in der Tat auch praktisch zu einem solchen geworden, besser: zu einer Wegkreuzung, zwischen Atheismus und Katholizismus im Lager des deutschen Protestantismus. „Man trieb die Desillusionierung aller idealistischen oder sonstwie im Verdacht verkappter Religiosität stehenden Philosophien so weit, bis man eine einwandfrei profane und betont atheistische Philosophie fand. Und als man sie endlich hatte, mußte man sie gleich wieder zur Erzielung eines natürlichen Verständnisses für den christlichen Glauben verwenden. Man trieb die Humanität auf allen Gebieten zur Katastrophe und erschlich dann mit dem katastrophalen Minus ein entsprechendes christliches Plus... Jedes politische Ethos wurde entlarvt als Selbstsicherung des in seine Eigenmächtigkeit sich selbst verbauenden Menschen und der Wille zur Polis so lange aller weltanschaulichen Inhalte entkleidet, bis das nackte, durch keine Ideologie mehr gemilderte, bloße Miteinandersein als Urform des Staates übrig blieb. Das konnte natürlich kein Mensch aushalten, besonders in einer Zeit, die in solch eminenter Weise zum politischen Handeln drängt. So mußte es kommen, daß gerade die hitzigsten Kämpfer gegen alle ideologische Politik zuerst gezwungen waren, jene übrig gebliebenen politischen Urformen wieder ideologisch zu verklären, indem sie ihnen als ‚Schöpfungsordnungen‘ ein nicht geringes christliches Gewicht verliehen... Es führen alle Wege nach Rom, d. h. zur *analogia entis*“ (1 ff.). „Jene Theologen werden sicher alles vermeiden wollen, was sie in die Nähe der katholischen Auffassung der Analogie bringt. Sie wollen deshalb... streng daran festhalten, daß die Analogie nur vom Glauben aus zu sehen ist. Von der humanen Seite wollen sie nicht mehr als höchstens ein hinweisendes Offenbleiben für die Möglichkeit des Glaubens... (Aber) die katholische Lehre kann sich auch mit diesem Minimum an Analogie begnügen“ (73 f.).

Hermann Diem selbst will sich dagegen nicht nur mit der „*analogia fidei*“ Karl Barths schützen, sondern mit einer äußersten Entgegensetzung in der Gotteserkenntnis selbst. Auf der einen Seite

¹ Herm. Diem, Kritischer Idealismus in theologischer Sicht. (105 S.) München 1934, Chr. Kaiser. M 4.50.